

Indifferenz

Eine Haltung der islamischen Frömmigkeit

Richard Gramlich, Basel

Die innere Einstellung zu den irdischen Dingen, die in der christlichen Überlieferung unter dem Namen „Indifferenz“ vorgestellt wird, jene Haltung, die den Wert oder Unwert alles Vergänglichen allein danach bemißt, ob und in welchem Maß es die Erreichung des letzten, jenseitigen Zieles des Menschen fördert oder behindert, hat auch im Islam eine alte Tradition. In fast allen größeren Werken, die ein Gesamtbild des „inneren“ Lebens vermitteln wollen, findet man Sentenzen, in denen diese Haltung gefordert wird. Was sie beinhaltet und wie sie dargestellt wird, soll im folgenden kurz skizziert werden.

Armut und Reichtum sind dem Gläubigen, der weiß, daß Gott sein Versorger ist, gleichbedeutend. „Er freut sich nicht über den Reichtum und ist nicht traurig über die Armut und kümmert sich nicht darum, ob er den Tag in Not oder Wohlergehen beginnt“ (Ḥātim al-Ašamm, gest. 237/851–52). Wenn man sich zu entscheiden hat, ob man ein irdisches Gut weggeben oder behalten will, fordert Muḥammad al-Ġazzālī (gest. 505/1111), „daß dein Herz sich davon löst, dem Besitz Beachtung zu schenken, und du weder geneigt bist, ihn wegzugeben, noch ihn zu behalten“. Das Herz kommt hierbei „in eine Verfassung, in der Haben und Nichthaben einer jeden Sache gleichwertig sind“ (Ġazzālī). Der Grund dafür ist, daß man seinen Reichtum in Gott hat. Die wahrhaft „Armen“ sind ja Leute, „denen das Haben nicht nützt, wenn Gott ihnen fehlt, und denen das Nichthaben nicht schadet, wenn Gott ihre Habe ist“ (Abū Bakr az-Zaqqāq, gest. 290-1/902-4). „Wenn ein Herz in Gott reich ist, macht es das Nichtvorhandensein des Diesseitigen nicht arm, und sein Vorhandensein macht es nicht froh.“ (Ġullābī, gest. 465-9/1072-7). „Wer die Armut dem Reichtum oder den Reichtum der Armut vorzieht, ist durch sie gebunden“, meinte Abū Bakr aṭ-Ṭamastānī (gest. nach 340/951-2). Der Prophetengenosse Abū Darr hatte gesagt: „Die Armut ist mir lieber als der Reichtum, und die Krankheit ist mir lieber als die Gesundheit.“ Dem entgegnet al-Ḥasan b. ‘Alī (gest. wahrscheinlich 49/669): „Ich meinerseits sage: Wer auf Gottes schönes Wählen für ihn vertraut, begehrt nicht, in einem anderen Zustand zu sein als dem, den Gott für ihn gewählt hat.“

Diese Distanz zu den Dingen ist nicht Gleichgültigkeit. Im Gegenteil. Die Dinge sollen gebraucht werden. Doch nur aus dieser Distanz ist der rechte Gebrauch, der ihrer Zweckbestimmung entsprechende Gebrauch, möglich. Wer so über den Dingen steht, „übergeht kein irdisches Ding und sucht auch kein irdisches Ding. Vielmehr weiß er, wofür jedes geschaffene Ding dieser Welt da ist und nimmt sich seiner an gemäß seiner Zweckbestimmung“ (Ġazzālī). „Irdisches Gut ist für einen weisen Zweck geschaffen... Man kann es behalten und nicht für den vom Schöpfer ihm zugeordneten Verwendungszweck weggeben, und man kann es weggeben, indem man es einem schlechten Verwendungszweck zuführt. Man kann aber auch in rechter Weise darüber verfügen, indem man es behält, wo man es behalten muß, und weggibt, wo man es weggeben muß“ (Ġazzālī). Abu l-‘Abbās al-Mursī (gest. 686/1287) legt Gott das Wort in den Mund: „Mensch, ich habe alles für dich erschaffen, dich aber habe ich für mich erschaffen. Laß dich also nicht durch das, was für dich ist, von dem ablenken, für den du bist!“

Ġazzālī unterscheidet vier Verhaltensweisen gegenüber Lob und Tadel. Die erste: Der Mensch freut sich über das Lob und dankt dem Lobenden, und er ärgert sich über den Tadel und haßt den Tadler, und er sucht beiden zu vergelten. Die zweite: Er freut sich über das Lob und ärgert sich über den Tadel, hält aber seine Empfindungen verborgen. Die dritte: Der Lobende und der Tadler sind für ihn gleichwertig; das Lob erfreut ihn nicht, und der Tadel betrübt ihn nicht. Die vierte: Er haßt das Lob und den Lobenden, weil das Lob ihm zur Versuchung wird, und er liebt den Tadler, weil er sein religiöses Wohl fördert. Die dritte Weise beschreibt die Indifferenz. Abū ‘Uṭmān al-Ḥirī (gest. 298/910) umschreibt sie so: „Der Mensch ist solange nicht vollkommen, bis nicht in seinem Herzen vier Dinge gleichwertig sind: (Gottes) Geben und Vor-enthalten und Schmach und Ehre.“ Nağm ud-dīn-i Rāzī (gest. 654/1256) kennzeichnet den Indifferenten treffend: „Ehre und Schmach, Lob und Tadel, Ablehnung und Annahme durch die Menschen sind ihm gleichbedeutend. Durch die Freundschaft und Feindschaft der Leute und durch häßliche und schöne Worte wird er nicht fett und nicht mager. Diese Gegensätze erachtet er als gleichfarbig.“

Letztlich steht hinter dieser Haltung die Erkenntnis Gottes und das Wissen um die eigene Geschöpflichkeit. Auf die erstere wies Muḥammad b. al-Faḍl al-Balḥī (gest. 319/931) hin: „Wenn jemandem alles außer Gott gleichwertig ist, hat er die Erkenntnis Gottes gewonnen.“ Das letztere wird in einer von Ġa‘far al-Ḥuldī (gest. 348/959-60) aus dem Kreis des berühmten Bagdader Scheichs Abu l-Qāsim al-Ġunayd (gest. 297-98/910-11) überlieferten Geschichte gezeigt: „Während eine

Gruppe von Scheichen bei Ġunayd versammelt war, trat ein Ĥurāsānīer bei ihm ein und fragte: „Abu l-Qāsim, wann sind einem Menschen der, der ihn lobt, und der, der ihn tadelt, gleichbedeutend?“ Einer jener Scheiche sagte: „Wenn man ihn in die Anstalt (für Verrückte) bringt und mit zwei Ketten anbindet.“ Ġunayd sagte zu ihm: „Das ist nicht deine Sache!“ Danach wandte er sich dem Mann zu und sagte: „Mein Lieber, wenn er weiß und sich dessen gewiß ist, daß er erschaffen ist!“

Zur Haltung des Asketen, der dem Diesseits entsagt, gehört die Gleichgestimmtheit gegenüber den Dingen dieser Welt. Weil die Dinge für ihn ihren Wert verloren haben, sind sie alle gleich. Muḥāsibī (gest. 243/857) beschreibt den Verzicht: „Verzicht besagt, daß das Diesseits im Herzen seinen Wert verliert und nichts Vergängliches im Herzen ein Gewicht hat. Wenn aber die Dinge keinen Wert mehr haben, sind sie im Herzen gleichbedeutend.“ Für Ġazzālī ist „das Kennzeichen des Verzichts die Gleichwertigkeit von Armut und Reichtum, von Ehre und Schmach und von Lob und Tadel infolge der übermächtigen Kraft der Vertrautheit mit Gott“. Yūnus b. Maysara (gest. 132/749–50) sagte: „Der Verzicht auf das Diesseits besteht nicht darin, daß man das Erlaubte als verboten erklärt und sein Gut vergeudet. Der Verzicht auf das Diesseits besteht vielmehr darin, daß du dich auf das, was in Gottes Hand ist, mehr verläßt als auf das, was du in Händen hast, und daß deine Verfassung im Unglück und deine Verfassung, wenn du von keinem Unglück getroffen wurdest, gleich sind, und daß der, der dich tadelt, und der, der dich lobt, gleich sind.“ Weltverachtung führt schließlich auch zur Verachtung des Weltverzichts. Als man Bāyazīd (gest. 261/875) von einem Gelehrten erzählte, er halte Diskurse über den Verzicht auf das Diesseits, winkte er ab und sagte: „Ich dachte, er erörtere den Verzicht auf etwas. Das Diesseits ist nichts. Wie kann man auf es verzichten?“ In die gleiche Richtung wies Abū Bakr aš-Šiblī (gest. 334/945): „Verzicht ist religiöse Gleichgültigkeit. Das Diesseits ist nämlich nichts, und der Verzicht auf ein Nichts ist Gleichgültigkeit.“ „Wahrer“ Verzicht kann daher nur völlige Unbekümmertheit um alles Diesseitige sein. Abū Sulaymān ad-Dārānī (gest. wahrscheinlich 215/830–1) beschrieb das so: „Der wahrhaft Verzichtende tadelt das Diesseits nicht und lobt es nicht und achtet nicht auf es. Er freut sich nicht an ihm, wenn es ihn begünstigt, und er ist nicht traurig über es, wenn es sich von ihm abkehrt.“

Ähnlich wie der Verzicht wird die religiöse Armut gesehen. Nicht das Nichthaben macht religiös arm und nicht das Haben reich. Armut ist Indifferenz gegenüber beidem und Absage an eigenmächtiges Verfügen. Ġullābī: „Arm ist nicht der, der ohne Güter und ohne Nahrung ist. Arm

ist, wer kein Verlangen hegt. Gibt daher Gott einem ein Gut, so ist er ein Reicher, falls er es behalten will. Er ist aber auch ein Reicher, falls er es aufgeben will. Denn beides ist eigenmächtiges Verfügen über das Eigentum eines anderen (Gottes). Armut aber ist die Absage an das eigenmächtige Verfügen.“

Das Gottvertrauen – die Tugend, mit der man sich in allem auf Gott allein, nicht auf Menschen oder irgendwelche „Mittel“ verläßt – setzt die gleiche Haltung voraus. Ein anonymen Gottesmann sagte: „Bei keinem ist ein Standplatz im Gottvertrauen erwiesen, solange bei ihm das Lob und der Tadel der Leute nicht gleichwertig und somit bedeutungslos sind.“ Von Ġaʿfar al-Ḥuldī ist überliefert: „Das Gottvertrauen ist die Gleichgestimmtheit des Herzens beim Haben und Nichthaben.“

Von diesem Gleichmut ist auch die Geduld – das klaglose Ertragen alles Schweren im Leben – gekennzeichnet. Nūrī (gest. 295/907–8) bewunderte die Geduld eines alten Mannes, den man ausgepeitscht und ins Gefängnis geworfen hatte. Auf Nūrīs Frage, was nach seiner Ansicht die Geduld sei, antwortete der Alte: „Daß in eine Heimsuchung hineinzugeraten genauso ist, wie aus einer Heimsuchung herauszukommen.“

Ähnlich hatte Rābīʿa al-Adawīya (gest. 185/801) auf die Frage, wann der Mensch zufrieden sei, geantwortet: „Wenn ihn das Unglück ebenso erfreut wie das Glück.“ Bei ihrem Zeitgenossen Fuḍayl b. ʿIyāḍ (gest. 187/803) lautete die Antwort: „Wenn es einem gleichgültig ist, ob ihm verweigert oder gegeben wird, dann ist er zufrieden.“ Der Schiit Muʿaḍḍīn-i Hurāsānī schrieb 1077/1666–67: „Die Vertreter der äußeren Religion sind darauf aus, daß Gott mit ihnen zufrieden ist, damit sie vor Zorn und Strafe sicher seien. Den Vertretern der inneren Wirklichkeit aber ist es darum zu tun, daß sie mit Gott zufrieden sind, und es verhält sich so, daß von verschiedenen Zuständen wie Tod und Leben, Bleiben und Vergehen, Plage und Ruhe, Glück und Unglück, Reichtum und Armut keiner ihrem Wesen widerspricht und keiner bei ihnen mehr ins Gewicht fällt als der andere, da sie wissen, daß alle vom Schöpfer ausgehen.“

Entsprechend definiert Quṣayrī (gest. 465/1075) die religiöse Freiheit: „Die Freiheit besteht darin, daß der Mensch nicht der Sklaverei der Geschöpfe unterworfen ist und die kontingenten Dinge sich seiner nicht bemächtigen. Sein Heilsein läßt sich daran erkennen, daß das Herz des Menschen zwischen den Dingen keinen Unterschied mehr macht, so daß die vergänglichen Güter in seinen Augen gleichwertig sind.“

„Aufrichtigkeit“ ist die Haltung, in der der Mensch nur um Gottes willen, frei von jeder Nebenabsicht, handelt. Du n-nūn al-Miṣrī (gest. 245/860) sagt darüber: „Drei Dinge gehören zu den Kennzeichen der

Aufrichtigkeit: daß einem Lob und Tadel durch die Menge gleichwertig sind, daß man bei seinen Taten vergißt, auf die Taten zu schauen, und daß man den Lohn für die Tat (erst) im Jenseits erhalten will.“ Ein andermal beschrieb er den Aufrichtigen: „Sein Kennzeichen ist, daß das Lob und der Tadel der Leute vor ihm den gleichen Wert haben. Ihren Beifall und ihr Mißfallen erachtet er als gleichfarbig. Weder wird er durch jenes fröhlich noch durch dieses bekümmert.“

Eine solche Einstellung gegenüber allem Geschöpflichen gründet darin, daß man „das Herz von den Dingen weg zum Herrn der Dinge hinwendet“ (Šibli). Dann ist kein vergängliches Gut Ziel des menschlichen Wollens.

Gott allein genügt. „Wenn der Mensch ganz und gar auf Gott eingestellt ist, schenkt Gott ihm als erstes das Genughaben an ihm allein“ (Abū ‘Alī b. al-Kātib, gest. nach 340/951–2). Der Mensch soll in seinem Tun nur Gott vor Augen haben. Aḥmad b. ‘Āṣim al-Anṭākī (gest. 220/835): „Handle so, als gäbe es auf der Erde nur dich allein und im Himmel nur ihn allein!“ Nur Gott wird hinter Freude und Leid gesehen. Der schiitische Gelehrte Bahā’ ad-dīn al-‘Āmilī (gest. 953/1547) zitiert einen Gotteskenner: „Wer zur Zeit der Gaben auf den Geber schaut, nicht auf die Gabe, der schaut zur Zeit der Heimsuchung auf den Heimsuchenden, nicht auf die Heimsuchung. In allen seinen Zuständen ist er in der Betrachtung Gottes versunken und auf den schlechthin Geliebten ausgerichtet.“ In allen Dingen sieht man Gott. Mehreren Autoritäten wird das Wort zugeschrieben: „Ich sehe kein Ding, in dem ich nicht Gott sehe.“ Das ist der wahre Monotheismus. Ġazzālī: „Wer ihn nicht in allen Dingen sieht, der sieht eben anderes. Wenn aber der Mensch auf anderes als Gott achtet, steckt darin etwas von geheimer Vielgötterei. Der reine Glaube an den einen Gott aber besteht darin, daß er in allen Dingen nur Gott sieht.“

Daß aus anderen Gründen die Armut dem Reichtum, die Verachtung der Ehrung, der Tadel dem Lob, die Heimsuchung dem Wohlergehen vorzuziehen sein kann, ist ein anderes Thema der islamischen Innerlichkeit. Eine Geschichte, die Bāyazīd erzählt hat, mag als kleiner Blick in diese Gedankenwelt genügen: „Keiner war mir so überlegen wie ein junger Mann aus Balḥ, der auf der Mekkawallfahrt zu uns kam. Er fragte mich: ‚Abū Yazīd, worin besteht bei euch die Askese?‘ Ich antwortete: ‚Wenn wir zu essen haben, essen wir, wenn wir nichts haben, tragen wir es in Geduld.‘ Er erwiderte: ‚So machen es bei uns in Balḥ die Hunde!‘ Ich fragte ihn: ‚Worin besteht die Askese bei euch?‘ Er antwortete: ‚Wenn wir nichts haben, danken wir, wenn wir haben, verschenken wir.‘“